

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg

Band: 23 (1996)

Artikel: Die Geschichte einer Geschichte

Autor: Richle, Urs

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geschichte einer Geschichte

Urs Richle, Genf

Am Anfang waren zwei Inserate. Beide waren in der gleichen Zeitung erschienen. Das eine am 17.12.1991:

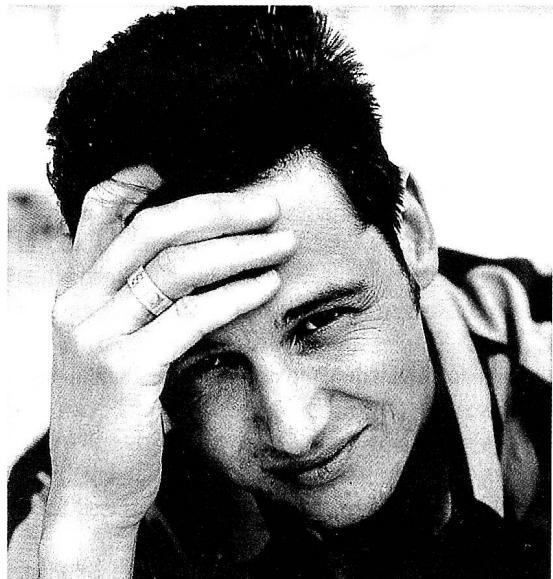
Jung-Manager sucht loyalen
Chauffeur/Butler
im Raum [REDACTED]
Anfragen unter Chiffre X 236 962 E, [REDACTED], Inseratenabteilung, Postfach, [REDACTED].
SOX236 962 E

Privatchauffeur

30 Jahre alt, unfallfrei, fahre Sie überall hin und zu jeder Zeit. In Ihrem Auto oder im Mietwagen. Diskret, zuverlässig und sicher.

Anfragen unter Chiffre X 236 817 H, [REDACTED], Inseratenabteilung, Postfach, [REDACTED].
VDX236 817 H

Bereits die Anzeige des Jungmanagers war mir aufgefallen. Aber erst als ich am darauf folgenden Tag sozusagen das Gegenstück dazu entdeckte, kam mir eine Idee: ich wollte dem Jungmanager einen Brief schreiben. Darin wollte ich ihn auffordern, sich doch bitte zuerst einmal bei mir als Manager zu bewerben. Denn als ausgewiesener und erfahrener Chauffeur und Butler müsste ich, damit eine Anstellung als solcher bei ihm überhaupt in Aussicht käme, wissen, ob er auch tatsächlich ein Herr von Stil und Ansehen, ob er eines Chauffeurs und Butlers überhaupt würdig sei. Darüber hinaus müsste ich auch feststellen, ob er die nötigen Umgangsformen beherrsche, um sich einen Butler zu halten. Schliesslich würde ich mich nicht von irgend einem dahergelaufenen Hochstapler anstellen lassen ...



Den Brief an den Jungmanager habe ich bis heute nicht geschrieben, aber die beiden Inserate hatte ich damals ausgeschnitten, auf ein A-4-Blatt geklebt und zu all den andern Ideen und Notizen gelegt. Unter dem Stoss von Gekritzeln, aufgeklebten Zetteln und Zeitungsfetzen wanderten die Anzeigen in die Vergessenheit, wo sie als Idee weiterschmorten. Erst zweieinhalb Jahre später, im Sommer 1994, rutschte mir das A4-Blatt mit den beiden Anzeigen wieder unter die Hände und damit auch die Idee einer Geschichte. Durch die Erfahrungen meiner Freundin, die als lizenzierte Psychologin fast über zwei Jahre arbeitslos gewesen ist und es damals immer noch war, hatte ich gesehen, was für eine erniedrigende Sisyphusarbeit diese Bewerbungsschreiberei ist. Meistens bleiben die Briefe unbeantwortet, oder sie kommen nach ein paar Monaten kommentarlos zurück. Einmal hatte sie zu wenige Erfahrungen, ein andermal war sie (mit 27)

bereits wieder zu alt, bzw. hatte «zuviel» Erfahrung. Über Monate hinweg habe ich mitangesehen, wieviele Briefe sie mit der Feder feinsäuberlich auf weisses, unliniertes Papier malte, wieviele Lebensläufe sie verfasste, in wieviele Briefumschläge gesteckt, Hoffnungen gehegt, sie wieder verloren, enttäuscht, entmütigt, depressiv schliesslich. Dazu kam die überaus absurde und oft willkürlich erscheinende Administration der Arbeitslosenbehörde. Das Unterhaltsamste, was ein/e Arbeitslose/r wohl tun kann, ist eine Frage stellen. Wen man auch fragt, jede Beamtin und jeder Beamte gibt eine andere Antwort. Niemand weiss wirklich Bescheid. Alle gehen immer nur von Vermutungen aus, die sie zu Tatsachen küren.

Als Gegenstück zur Absurdität und Sinnlosigkeit dieses ganzen Apparates dachte ich mir ein ebenso absurdes und sinnloses Einzelschicksal aus, jemand, der die Situation, in der er sich als Arbeitsloser befindet, einfach konsequent weiterführt, der eigentlich nichts weiter tut, als das, was man von ihm verlangt aber mit fast übermenschlichem Enthusiasmus. Dieser beginnt mit dem Anpassen des eigenen Lebenslaufes an die ausgeschriebenen Arbeitsplätze. Da die Arbeitgeber von der Überzahl der Bewerbungen in die Ecke gedrängt und gezwungen werden zu selektionieren, sind sie auf der Suche nach dem «idealen Angestellten». Wie alle Ideale existiert auch der «ideale Angestellte» nicht, was für den Bewerber heisst, dass er seinem Bild von sich selbst ein bisschen nachhelfen muss, um auch nur in die Nähe dieses Ideals zu gelangen. Die Steigerung von Nachhelfen ist Erfinden, die völlige Neuerfindung des eigenen Lebenslaufs, und zwar so, dass er notwendigerweise auf die ausgeschriebene Stelle hinausläuft.

Die Konjunktivierung der Welt ist ein Thema, das mich seit längerer Zeit beschäftigt. Um so mehr als heute immer häufiger über Virtualität diskutiert wird. Aber statt einer künstlichen Welt über Elektronik und Datenverarbeitung zu erfinden, sollte meine virtuelle Welt über Handlungen, Zufälle und Lügen entstehen.

Harry W., der «Held» meiner Geschichte, der bereits gegen die 300 Bewerbungsschreiben verfasst und ebensoviele Lebensläufe speziell zu jeder der ausgeschriebenen Stellen erfunden hat, setzt schliesslich selber ein Inserat in die Zeitung. Er bietet sich als Chauffeur an und setzt die Anzeige, die ich am 18. 12. 1991 ausgeschnitten, aufgeklebt und vergessen hatte, in eine der grössten Zeitungen des Landes. «Zufälligerweise» ist in der gleichen Ausgabe eine andere Anzeige, diejenige des Jungmanagers. Hier beginnt erst die eigentliche Geschichte. Harry sollte Angestellter von sich selbst werden, das heisst Angestellter und

Chef dieses Angestellten gleichzeitig. In der Paradoxie dieses Anstellungsverhältnisses sollte sich der virtuelle Raum, dem Harry sich per Bewerbungsschreiberei bereits theoretisch angenähert hatte, konkret entwickeln.

Es war Sommer und heiss. Samia (meine Freundin) hatte inzwischen eine Arbeit als Hilfspflegerin gefunden, und ich setzte mich jeden Morgen an den Schreibtisch. 5 Seiten pro Tag war das Ziel. Es ist jedesmal das gleiche, egal was dabei herauskommt, fünf müssen es sein. Die ersten Tage sind immer eine Tortur. Das meiste kann ich jeweils gleich weg-schmeissen. Über Stunden sass ich an der Maschine und es kam einfach nichts - bis sich nach und nach eine Erzählperspektive ergab, eine Situation, aus der heraus die Geschichte erzählbar wurde: die Begegnung in einer Bar. Der Erzähler wird spät nachts in einer Bar von einem Typ angesprochen, der ihn zuerst ausfragt, das Gespräch aber sofort umdreht und auf ihn einzureden beginnt. Dieser Unbekannte erzählt ihm seine eigene (Harrys) Geschichte: wie er arbeitslos wurde, wie er Bewerbungen schrieb und wie es schliesslich dazu kommen konnte, dass er Angestellter von sich selber wurde, und wie dieser Job dazu führte, dass er den Tod seines Vorgesetzten vortäuschen musste, um sich aus diesem paradoxen Anstellungsverhältnis wieder zu befreien.

Jeden Abend, wenn Samia von der Arbeit zurückkehrte, erzählte ich ihr, wie sich die Geschichte weiterentwickelt hatte, Episode um Episode. Oft hatte ich selbst keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Aber plötzlich war ich in der Geschichte drin. Nach zwei Wochen waren es hundert Seiten geworden, ein Entwurf. Hier wurde ich unterbrochen, denn wir waren von Freunden zu einem Wochenende in ihrem Haus im Burgund eingeladen worden. Am Freitag abend losgefahren und am Sonntagabend, nach viel Käse und noch mehr Wein, wieder zurückgekehrt, war ich völlig aus der Geschichte rausgefallen. Dabei fehlte der Schluss. Dazu kam, dass ich kurz darauf wieder zwei Nachmitten pro Woche an der Schule unterrichten musste, um Miete und Krankenkasse bezahlen zu können. Da ich unter diesen Umständen mit der Geschichte nicht mehr weiterkam, blieb mir nichts anderes, als einfach wieder von vorne anzufangen, das heisst, die ganze Geschichte am Computer noch einmal durchzuschreiben.

Das erste Lektorat fand Anfang März statt. Nach monatelangen Diskussionen mit verschiedenen Lektoren und Verlegern, hatte ich mich schlussendlich entschieden, es mit dem Gatza Verlag, der auch meine beiden ersten Romane publizierte, noch einmal zu versuchen. Obwohl ich Angebote von andern Verla-

gen hatte, und obwohl der Gatza Verlag fast seit seinem Bestehen sich am Rand des finanziellen Kollapses entlang hangelte. Ich wusste, wie es um diesen Verlag stand. Aber schliesslich haben diese Leute doch riskiert, was die grossen Verlage kaum riskieren. Alle wollen sie nur «bombensichere» Sachen, Bestseller am liebsten, die man hochpuschen kann, die Geld einbringen und Prestige - auch wenn sie nach zwei Jahren wieder zu Staub zerfallen. Ein erstes Buch zur Veröffentlichung zu bringen, ist sehr schwierig, weil unter der Masse des bereits bestehenden Angebotes (ausser ein paar neugierige Leser vielleicht) weder die Buchhändler, noch die Vertreter und schon gar nicht die Verlage an einem Neuling interessiert sind. Und wenn ein Verlag es trotzdem tut, kommt man sich als Autor ungemein geehrt vor. Deshalb ist es dann um so schwieriger, einen Verlag zu verlassen, dem man sein erstes Buch verdankt, auch wenn er noch so klein und unfähig ist, die gedruckten Bücher auch noch zu vertreiben. Hinzu kam, dass die Arbeit mit den Leuten vom Gatza Verlag wirklich sehr viel Spass machte. Wir waren wie eine kleine Familie. Und die Aussicht darauf, mit diesen Leuten weiter zusammenarbeiten zu können, war schlussendlich doch stärker als die Aussicht auf einen «bombensicheren» Verlag. Anfang Februar fuhr ich also nach Berlin. Mathias (der Verleger) und Thomas (der Lektor) hatten meine Geschichte bereits zwei oder dreimal gelesen und diskutiert. Wir setzten uns zu dritt an einen Tisch und ich hörte zu. Es war, als würde ein Huhn nicht nur gerupft, sondern auch gleich zerlegt. Nach drei Stunden heftigster Diskussion blieben von meinem Text nur die darin vorkommenden Figuren, einige Motive und die Anzeigen. Eine Figur, die verschollen oder tot war, sollte wieder lebendig werden, die Unbeteiligte der ganzen Geschichte sollte die Drahtzieherin eines nicht vorhandenen Täuschungsmanövers werden, ganze Passagen waren von vornherein gestrichen. Ganz zu schweigen vom Titel: «DER WEISSE CHAUFFEUR», der stillschweigend fallengelassen wurde, da die Vertreter bereits angekündigt hatten, dass sie ein Buch mit einem solchen Titel nicht verkaufen könnten. Ich hatte das Gefühl, als sei eben ein Kartengebäude zusammengebrochen. Vielleicht war es doch etwas zu wackelig gebaut, sagte ich mir und begann von dem Gesagten und vor allem von dem, was mir während dieser Diskussion durch den Kopf ging, so viel wie möglich aufzuschreiben. Nach drei Nachmittagen kamen auf diese Weise einige neue Motive zustande, andere, die fallengelassen worden waren, holte ich wieder hervor. Noch in Berlin setzte ich mich an die Schreibmaschine und begann wie-

der von vorn. Als erstes musste ich eine neue Erzählperspektive entwerfen. Der vorgestäuschte Tod des Vorgesetzten, der Harry als versuchter Mord angehängt wird, kam ganz nach vorn. Und von hier aus, im Gerichtsstand, erzählt Harry, wie es zu seinem seltsamen Anstellungsverhältnis und schliesslich zum vorgetäuschten Tod seines nicht existierenden Vorgesetzten kommen konnte.

Mit diesem neuen Anfang und einem Stapel Notizen fuhr ich nach Genf zurück und schrieb die Geschichte noch einmal von vorne durch. Allerdings gab es jetzt ganze Blöcke, die ich so übernehmen konnte, wie sie waren, sie mussten nur neu zusammengesetzt und verbunden werden. Ein Monat später, im März, fuhr ich wieder nach Berlin, wo Thomas und Mathias den Text bereits wieder bearbeitet hatten. Nun begann erst die richtig harte Lektoratsarbeit. Wir lasen uns den Text Satz für Satz vor, und Thomas und Mathias machten ihre Streich- und Änderungsvorschläge. Jede gestrichene Passage, jeder Satz, jeder Nebensatz und schliesslich jedes Wort waren schmerzhafte Beschneidungen, und ich sah meinen Roman dahinschmelzen und immer schmäler werden.

Ein dritter Durchgang, für den ich im Mai noch einmal nach Berlin fuhr, betraf die stilistische Durchkämmung des Textes, die vor allem Thomas übernahm. Dazu kam die Diskussion über den Titel. Schliesslich hatten wir eine ganze Liste von Titeln, von denen uns aber keiner so richtig gefiel. Kein Titel war so schlagkräftig, dass er uns alle auf Anhieb überzeugt hätte. Schliesslich war es ein Verlagsvertreter, der auf die Idee von SOLL (aus «Soll und Haben») kam, was ausser mich alle im Verlag endlich überzeugte. Da es mir bis zum Schluss nicht gelang, diesen Titel mit einem andern zu schlagen, willigte ich schliesslich doch ein, und nach nochmaligem stilistischen, grammatischem und orthographischem Durchgang konnten Ende Mai die Lese-Exemplare gedruckt werden. Die heutige Fotokopiertechnik macht es mittlerweile möglich, in sehr kurzer Zeit so etwas wie ein billig zusammengeleimtes Umweltschutzpapier-Taschenbuch herzustellen. Auf diese Weise wurden 600 Stück SOLL vorgedruckt. 400 davon wurden Anfang Juni in Deutschland und in der Schweiz an Buchhändler verschickt. Die restlichen 200 wurden für die Presse verpackt. Die Vertreter begannen in die Buchhandlungen zu reisen, um das Gatza-Programm, das aus vier Büchern bestand, als eines unter vielen anderen anzubieten. Ich informierte alle Freunde und Bekannte und schickte jenen, die im Literaturbetrieb tätig sind, ein Leseexemplar.

Am 20. Juni rief mich Mathias Gatza an und teilte mir mit, dass der Gatza Verlag sein Unternehmen einstellen werde, und dass mein Buch wie auch die drei anderen geplanten Bücher nicht erscheinen würden. Das hiess aber auch, dass ich nicht wie geplant im Herbst auf Lesereise gehen konnte, was wiederum hiess, dass ich irgendwie anders Geld verdienen musste.

Und es hiess, einen neuen Verlag zu finden. Ausser dass sich mein Text sehr intensiv verändert und verbessert hatte, war ich wieder gleich weit wie ein halbes Jahr zuvor. Diesmal war die Verlagssuche allerdings leichter. Nach kurzer Zeit waren es sechs Verlage die mein neues Buch publizieren wollten. Nach dem Schock über das Ende des Gatza Verlages brachte mich nur die Qual der Wahl noch einmal durcheinander.

Das Buch wird jetzt im nächsten Frühjahr erscheinen, beim Luchterhand Literaturverlag in München - noch einmal überarbeitet und unter einem anderen Titel.

Genf, im August 1995

Ein Ausschnitt aus dem Manuskript: «Der weisse Chauffeur»

- Ist er dick? fragte sie in einem Ton, als wolle sie eine Gutenachtgeschichte hören. Denn sie lagen bereits im Bett und hatten gerade das Licht ausgemacht.
- Wer, fragte Harry.
- Dein Chef.
- Nein, sagte er.

Und nach einer längeren Pause:

- Warum?
- Ich habe ihn mir dick vorgestellt, sagte sie etwas schlaftrig.
- Er ist nicht dick, eher fett, sogar seine Finger sind wurstig, aber er macht nicht den Eindruck eines Dicken, eher den eines Fetten.

Und als er wieder eine Pause machte, sagte sie:

- Erzähl mir noch ein bisschen von ihm!
- Von meinem Chef?
- Ja, sagte sie und legte ein Bein über die seinen und den Kopf auf seine Brust.
- Was ist zum Beispiel der Unterschied zwischen einem Fetten und einem Dicken?
- Eben, wie ich gesagt habe, er hat keinen Bauch, der ihm hervorsteht wie ein Ballon, alles ist sehr gleichmässig verteilt, vom Gesicht über den Hals bis zu den Fingern.

Wahrscheinlich sind sogar seine Zehen etwas wurstig, aber die habe ich noch nie gesehen. So wurstig wie seine Finger sind, so schwammig ist sein Gesicht. Er ist immer bleich. Und wenn die Sonne einmal scheint, so dass er ein wenig Farbe bekommen könnte, bleibt er in seiner Wohnung oder trägt einen grossen Strohhut, der ihn auf dem Weg von der Haustür bis zum Auto vor der Sonne schützt. Steigt er während der Fahrt einmal aus, und wenn es sich auch nur um zwei Minuten handelt, setzt er ihn sich auf, um auch ja nicht von einem Sonnenstrahl getroffen zu werden. An sonnigen Tagen will er meistens durch die Landschaft gefahren werden. Und er steigt den ganzen Tag nicht aus. Oder er kommandiert mich in die Tiefgarage eines dieser Megaeinkaufszentren am Stadtrand und verschwindet für den Rest des Tages. Wenn er wiederkommt, ist er meist noch bleicher und hat ein noch traurigeres Gesicht. Er sagt kein Wort, und ich weiss dann, dass er nach Hause gefahren werden möchte. Und jedesmal kommt er mit ebenso leeren Händen zurück, wie er losgezogen ist. Wenn er etwas braucht, schreibt er es mir auf einen kleinen Zettel, gibt mir das nötige Geld und schickt mich in den entsprechenden Laden. Dazu beschreibt er mir exakt den Ort, das Regal und die Höhe, wo ich den Gegenstand finde. Manchmal habe ich den Eindruck, dass er alle Läden und Regale darin auswendig kennt. Er kennt die Gegenstände, die Produkte und die gesamte Ladengeographie. Vielleicht ist das sogar der Ausdruck für ihn: ein Ladengeograph.

Einmal hat er doch etwas gekauft. Ich musste ihn zu einem Flohmarkt fahren, wo er auszusteigen wünschte. Er gab mir ein Bündel Geldscheine und forderte mich auf mitzukommen. Gemeinsam sind wir dann durch die Strasse spaziert. An jedem kleinen Stand, wo Kinder ihre Spielsachen auf einem Tuch ausgebreitet zum Verkauf anboten, blieb er stehen und schaute sich alles genau an. Plötzlich lächelte er einem Kind zu, fragte nach dem Preis und forderte mich auf, dem Kind den genannten Preis zu zahlen. Nach einer halben Stunde kehrten wir mit Spielsachen beladen zum Auto zurück, und Dr. W. H. wünschte, dass ich mit ihm und den Spielsachen in ein Wohnquartier fahre. Dort sollte ich im Schrittempo an Spielplätzen vorbeifahren, und wenn er ein Kind sah, forderte er mich auf, auszusteigen und eine der Spielsachen dem Kind zu geben. So verbrachten wir einen ganzen Nachmittag.

Diese Geschichten wiederholte Harry auch während der Verhandlung noch einmal bis in alle Details. Es sei ihm unerklärlich, fügte er hinzu, wie das alles in seinen Kopf gekommen sei. Er erzählte Trix irgend etwas, als erzähle er ihr Märchen.

Am Tag darauf ging alles weiter wie bisher. Er stieg in seinen Wagen und verbrachte sieben oder acht Stunden darin, hörte Radio und etliche Kassetten, machte Spazierfahrten durch die umliegende Gegend, schlenderte, wie er es Trix erzählt hatte, durch die Warenhäuser, schaute sich alle Museen an, die innerhalb von drei Stunden Fahrt zu erreichen waren, alle Galerien, sass manchmal in Bibliotheken oder einfach auf Parkbänken und las Zeitung.

Kaum war er abends wieder in die Rosengartenstrasse eingebogen und aus seinem Auto gestiegen, ergab sich alles wie von selbst. Inzwischen war es selbstverständlich geworden, abends Geschichten über Dr. W. H. zu erzählen. Harry setzte sie aus dem Erlebten und Gesehnen des Tages zusammen. Kaum hatten sie sich niedergelegt und das Licht gelöscht, fragte Trix irgend etwas, und Harry erzählte eine neue Episode. Trix hörte zu und sagte nichts. Sie schien es zu geniessen, seiner Stimme zu lauschen und dabei einzuschlafen. Ob es stimmte, was er erzählte, war nicht wichtig, und vielleicht hat Trix von Anfang an gewusst, dass die Geschichten erfunden waren. Denn sie wurden immer absurd. Zum Beispiel, dass Herr Herrsberg eines Tages in den Wald habe gefahren werden wollen, um dort unter einem Baum zu sitzen. Er wollte nur darsitzen, schauen, lauschen und warten. Und Harry selbst musste danebenstehen und ebenfalls warten. Herr Herrsberg trug wie immer seinen weissen Smoking und hatte einen weissen Strohhut auf. Dazu hatte er sich von Harry eine kleine Matte kaufen lassen, die Harry ihm unter den Baum legen musste. Zuerst sollte aber der Boden von heruntergefallenen Ästen und Steinen gesäubert werden, so dass es dem Herrn auch bequem genug war. Eine ganze Stunde lang sass er nur da und schaute vor sich hin. Dabei war es nicht einmal ein schöner Ort. Irgendeine Stelle am Rand einer Waldstrasse. Manchmal fuhr ein Auto vorbei und einmal ein Traktor. Ein Fahrradfahrer mit Helm rief: Einen schönen Platz haben sie sich da ausgesucht! Guten Appetit! Was Harry ein wenig peinlich war, denn sie hatten ja gar nichts zu Essen bei sich, und überhaupt war es ein fürchterlicher Ort, den sich der Herr für dieses Pseudopicknick ausgesucht hatte. Das war ihm aber völlig gleichgültig. Er schaute stur vor sich hin und beachtete den Fahrradfahrer nicht. Auch wandernde Passanten

wünschten ihnen *Einen guten Appetit!*, obwohl sie beide weder einen Campingtisch noch einen Grill bei sich hatten. So verharren sie eine ganze Stunde, ohne dass sich der Herr auch nur einmal rührte. Irgendwann hielt es Harry nicht mehr aus, setzte sich in den Wagen und machte das Radio an. Aber der Herr protestierte sofort und verbot es ihm.

– Hör dir die Natur an! forderte er ihn auf. Hör dir dieses Konzert an! Ist das nicht wunderbar?

Und auch bei diesen Worten hatte der Herr etwas tränige Augen. So schloss sich Harry eben seinem Herrn an und lauschte der Stille und den Geräuschen des Waldes. Wenn Harry Schritte machte, um sich die Glieder zu lokkern, forderte ihn der Herr sofort auf, stehen zu bleiben, damit er das Konzert nicht störe. Und als er sich danach nur einen Millimeter bewegte, gab der Herr ein so schneidendes «SSST» von sich, dass es ihm durch Mark und Bein ging. So stand er noch einmal eine halbe Stunde da.

Danach war er so erschöpft, als hätte er einen 20-Kilometer-Lauf hinter sich gebracht.

Der Herr hatte sich die ganze Zeit nicht bewegt, keinen Finger gerührt und war anscheinend in eine Starre verfallen. In diesem Augenblick hatte Harry fast den Eindruck, als sei er auf dem Weg, seinen Vorgesetzten zu verstehen, zu begreifen, was der Herr eigentlich wollte. Aber bevor er auf einen klaren Gedanken kommen konnte, nahm der Herr plötzlich seinen Hut ab, stand auf und sagte: – Harry, wir gehen!

Noch unverständlicher als die ganze Zeremonie zuvor, war die Tatsache, dass der Herr sich in diesem Augenblick so leicht und gelenkig erhob, als hätte er sich nur gerade für zwei Minuten auf den Boden gesetzt. Harry selbst jedoch konnte sich nach der halben Stunde starrem Dastehen kaum mehr bewegen vor Schmerzen in allen Gelenken, ganz zu schweißen von seinem Rücken! Er musste erst einmal ein paar Mal um das Auto herumgehen; um die Bein- und Armgelenke wieder in Ordnung zu bringen, während der Herr bereits hinten auf dem Ledersitz sass und darauf wartete, dass sein Chauffeur sich endlich ans Steuer setzte. Er wollte sofort, und der Herr betonte dieses SOFORT, nach Hause gebracht werden. Er erlaubte Harry sogar, die erlaubte Höchstgeschwindigkeit zu überschreiten, was ihm sonst strengstens untersagt war.

Eine andere Geschichte war die, dass Harry den Herrn Herrsberg einmal auf einen Hügel habe fahren müssen. Das sei gegen Abend gewesen, nachdem sie eine Weile in der Ebene unten durch die Stadt und über die Felder gefahren waren. Oben angekommen wollte der

Herr aussteigen und als Harry ihm die Tür öffnete, forderte der Herr ihn auf, mit ihm zu kommen. An der Stelle wo sie waren, fiel der Hügel abrupt gegen das Tal ab. Ein steiler Wiesenhang, an deren Kuppe der Herr ihn führte. Auf dem höchsten Punkt blieb der Herr stehen und schaute über das Tal, und Harry machte es ebenso. Auch hier vergingen wieder einige Minuten, regungslos. Aber dieses Mal wartete Harry geduldig, bis der Herr ein Zeichen gab, so dass es nicht nötig wurde, dass dieser ihn tadelte. Der Herr liess den Blick schweifen und schweifen, dabei die Arme über seinem Bauch verschränkt und Wind in den Haaren. Nachdem sie einige Zeit schweigend gestanden hatten, forderte der Herr Harry auf zu schreien.

– Schrei! sagte der Herr plötzlich, und Harry wusste nicht recht, was er mit dieser Aufforde-

rung anfangen sollte. Er hatte noch nie einfach so in die Welt hinausgeschrien, wozu auch, und er verstand nicht, was der Herr von ihm wollte. Zuerst lachte Harry einfach, aus Verlegenheit, und dann sagte er:

– Wozu?

Aber der Herr wiederholte nur:

– Schrei!

Und als Harry noch einmal zu einem vorsichtigen Widerspruch ansetzte, wurde der Herr plötzlich sehr wütend und schrie ihn an.

– Wozu bezahl ich dich denn eigentlich?! Schrei! Herrgottnochmal! Und dann schrie Harry eben, bis er keine Luft mehr hatte. Das gefiel dem Herrn, und er sagte zufrieden, dass sie jetzt zum Wagen zurückgehen könnten. Danach wollte der Herr sofort nach Hause gefahren werden, womit Harrys Arbeitstag beendet war.